

Manfried Rauchensteiner

**„Alle Straßen münden in schwarze
Verwesung.“ Österreich-Ungarns letzter
Krieg**

Festvortrag anlässlich der Jahresversammlung
des Dokumentationsarchivs des
österreichischen Widerstandes am 2. April 2014

Während der letzten Monate kam mir immer öfter der Gedanke, wie leicht sich in diesem Jahr 2014 doch Länder wie Belgien, England oder Frankreich tun, wenn sie sich dem zuwenden, das als Einhundertjahrgedenken des Kriegsbeginns 1914 begangen wird und ein Eigenleben gewonnen hat. Noch lassen sich die Ausstellungen, Publikationen, Symposien und Gedenkveranstaltungen nicht zählen. Und ich fürchte, dass sie sich nie zählen lassen werden. Von Frankreich hieß es, dass allein 2013 168 Bücher zum Weltkrieg erscheinen sollten. Heuer geht es weiter. In Frankreich gilt es denn auch, ein 2011 von der Direktion für Gedenken, Kulturgut und Archive erstelltes über 100 Seiten starkes Vorhabenspapier „abzudienen“, das Frankreich in den Mittelpunkt des Gedenkens stellt und in dem von einem „nationalen Schulterchluss“ die Rede ist und davon, dass es gelte, die „glühende Asche des Großen Kriegs einzusammeln“ und die „Jahrhundertfeiern in majestätischer Pracht“ ablaufen zu lassen.

In Österreich war und ist man in einer ganz anderen Situation. Wie denn soll dieser Krieg gesehen werden? Können wir ihn – wie das in Frankreich geschieht – als Gedächtnisort identifizieren und dort Gemeinsamkeit, eben kollektives Gedächtnis festmachen? Kann kollektives Gedächtnis überhaupt so weit zurückreichen? Sehr vereinfachend gefragt und auch mit einem entsprechenden persönlichen Erfahrungshintergrund: Wie erklärt man den Kindern von Zuwanderern aus dem ehemaligen Jugoslawien, konkret Serben, Mazedoniern oder Montenegrinern in einem österreichischen Geschichtsmuseum (falls es so etwas geben sollte) den Ersten Weltkrieg? So wie das im Generalstabswerk „Österreich-Ungarns letzter Krieg“ geschieht, kann es wohl nicht gehen. Aber auch nicht so, wie es das jugoslawische Narrativ vorsah, indem man die Schüsse von Sarajevo eine „Befreiungsaktion“ nannte und den Todesschützen

Gavrilo Princip und seine Kameraden zu mythischen Helden, ja, Vorläufern Titos und seiner Partisanen gemacht hat, wie das der Literaturnobelpreisträger von 1961 Ivo Andrić getan hat. Es wird auch nicht besser, wenn man den Mord am österreichisch-ungarischen Thronfolger als „Tyrammenmord“ bezeichnet. Andrić schrieb noch von „unserer Sache von 1914“, die „schrecklich und herrlich und groß“ war. Die Absicht der serbischen Regierung, am Kalemegdan, dem Festungsberg von Belgrad, und zudem in Sarajevo Denkmäler für den Doppelmörder von Sarajevo, Gavrilo Princip, aufstellen zu wollen, scheint in ebendieser Tradition zu stehen.

Wir müssen aber gar nicht so weit gehen, um einen mitunter sehr eigenwilligen Umgang mit der Geschichte von der Entfesselung und vom Verlauf des Ersten Weltkriegs festzustellen. Und ich frage bewusst anders: Sprechen Tschechen, Polen aus dem ehemaligen Galizien oder der Westukraine, also Nachfahren von ehemaligen Bewohnern der Habsburgermonarchie, sprechen Ungarn, Kroaten, italienische Südtiroler und nicht zuletzt wir Österreicher eine gemeinsame – historische – Sprache? Die Meisten fühlen sich doch einer anderen, jüngeren Tradition verpflichtet und werden wohl auch keinen gemeinsamen Gedächtnisort Erster Weltkrieg finden. Der kroatische Staatspräsident Josipović hat mir unlängst auf die Frage, ob es in Kroatien Kriegerdenkmäler für die im Ersten Weltkrieg gefallenen kroatischen k. u. k. Soldaten gibt, geantwortet: Seines Wissens nicht. Und auf Nachfrage, warum das so sei, meinte er, dieser Krieg wäre durch so vieles überlagert worden, das offenbar als denkmalwürdig angesehen worden ist, dass man dem Ersten Weltkrieg im öffentlichen Gedächtnis keine Beachtung mehr schenkt. Ganz befriedigen kann diese Antwort wohl nicht, und es dürfte Herrn Josipović selbst die Fragwürdigkeit dieser Erklärung aufgefallen sein, als sein begleitender slowenischer Amtskollege Pahor prompt auf die Denkmäler in Slowenien hingewiesen hat. Beide Staatsoberhäupter verfielen freilich gleich anschließend in Reminiszenzen und erzählten von ihren Großvätern, die in diesem Krieg Soldaten gewesen sind. K. u. k. Soldaten, versteht sich.

Lassen Sie mich daher einige Fragen nach den Gedächtnisorten des Ersten Weltkriegs stellen und dabei Teilaspekte eines plötzlich so ungeheuer präsenten und doch so fernen Geschehens erwähnen. Ob es Orte eines kollektiven Gedächtnisses sind, lassen wir einmal dahingestellt. Doch es gilt wohl zunächst nach Sarajevo zu sehen. An der Ecke der Dalmatinska Sepetarevac (einstmals Franz Joseph Straße) und der Obala kulina bana (einstmals Appel-Kai) ist das Attentatsmuseum. In jugoslawischer Zeit in aller Dürftigkeit eingerichtet, eher um der Form Genüge zu tun und nicht, um etwas hervorzuheben. Das Jugoslawien Titos sah offenbar keine besondere Notwendigkeit, seine Existenz auf

Princip und die Attentäter des Vidovdan 1914 zu beziehen. In den Neunziger Jahren wurde das Gebäude des Mlada Bosna Museums während der Belagerung von Sarajevo beschädigt, nicht zerstört, und vor einigen Jahren dank finanzieller Mittel aus den USA als ein Museum für den Zeitraum von der Okkupation Bosniens und der Herzegowina 1878 bis 1918 wieder instand gesetzt. Im Inneren findet sich eine sehr österreichfreundliche Zusammenstellung. Keine Diskussion um Vorgeschichte und Gründe für das Attentat. Keine Analyse der Persönlichkeitsstrukturen der Attentäter oder der Ermordeten. Alles in allem ein eher bescheidender, touristisch nutzbar gemachter Ort. Die Jahrzehnte hindurch vor dem Haus angebrachten Fußabdrücke des Gavrilo Princip wurden in den Vorraum des Museums verlegt. Princip hätte freilich nie in diese Abdrücke gepasst. Die Schuhe eines Helden waren ihm zu groß! Nichtsdestoweniger ist serbischerseits das Heldenhafte in der Person Princip hervorgekehrt worden. Nedeljko Čabrinović, der erste Attentäter, und Princip, beide 1914 noch zu jung, um gehängt zu werden, wurden zu 20 Jahren Festungshaft verurteilt und starben noch während des Kriegs. Princip in einer Zelle in der Kleinen Festung Theresienstadt, bei deren Betreten man natürlich zunächst nur das KZ sieht und erst bei einem Rundgang auf den Verschlag des elendiglich an Tbc gestorbenen Doppelmörders von Sarajevo stößt. Zweifellos ist es ein Gedächtnisort. Princip und Čabrinović wurden 1921 exhumiert und nach Sarajevo gebracht, wo sie am Rand einer ins Zentrum der Stadt führenden Straße deutlich sichtbare Gräber erhielten. 1939 jedoch wurden die Särge der Attentäter von einer willfährigen Regierung des Königreichs Jugoslawien ein weiteres Mal exhumiert und in einer nahe gelegenen Kapelle des Heiligen Michael-Friedhofs vergraben. Es lässt sich wohl kein anderes Wort für den Vorgang der Einbringung von zwei Särgen in den Boden der Kapelle und das anschließende Zubetonieren finden, denn Gavrilo Princip liegt irgendwo. Seine und Čabrinovićs Grablagen sind nicht kenntlich, und die Kapelle dient lediglich als Aufbahrungsraum. Außen angebracht sind die Namen von elf Personen, die nach dem Doppelmord von Sarajevo hingerichtet wurden oder im Gefängnis gestorben sind, doch sie sind dort nicht begraben. Was sie getan haben, wurde als auslösend für den Großen Krieg gesehen. Und ein erstes Mal ist man an Georg Trakls Gedicht „Grodek“ gemahnt:

„Am Abend tönen die herbstlichen Wälder
Von tödlichen Waffen, die goldnen Ebenen
Und blauen Seen, darüber die Sonne
Düster hinrollt [...]
Alle Straßen münden in schwarze Verwesung.“

Als Gedächtnisort wäre wohl auch die Kaiservilla in Bad Ischl zu nennen. Dort erreichte Kaiser Franz Joseph etwa zwei Stunden nach dem Attentat die Nachricht vom Tod des Thronfolgers. Der Kaiser kehrte – noch immer von der Lungenentzündung geschwächt, die ihn im Mai und Juni 1914 an den Rand des Todes gebracht hatte – am 29. Juni nach Wien zurück, empfing seine engsten Berater und die wichtigsten Entscheidungsträger in Schönbrunn, nahm 20 Minuten an der sechsten Einsegnung des Thronfolgerpaars teil und befahl anschließend die Angehörigen des Herrscherhauses nach Schönbrunn zum Familiendinner. Es war der 5. Juli. Was zu sagen war, war gesagt. Franz Joseph hatte klargemacht, dass er nicht mehr an die Möglichkeit eines friedlichen Nebeneinander von Serben und Österreichern glaubte, sprach vom Krieg und wartete die entsprechenden Schritte ab. Als der Gemeinsame Ministerrat am 7. Juli über die weitere Vorgehensweise beriet, saß Franz Joseph wieder im Hofzug und fuhr nach Bad Ischl zurück. Dass er vorher noch seinen Vetter Erzherzog Friedrich und den Generalstabschef Franz Conrad von Hötzendorf in Audienz empfangen hatte, war wohl ein untrügliches Zeichen für den Entschluss zum Krieg, ebenso wie der Umstand, dass sich der Kaiser einem Fürstentreffen in Wien widersetzt und Kaiser Wilhelm regelrecht eingeladen hatte, an den Begräbnisfeierlichkeiten für Franz Ferdinand teilzunehmen.

In Ischl wurde Franz Joseph über die weitere Entwicklung informiert, über den sogenannten Blankoscheck, die befristete Demarche an Serbien, die in ultimativem Ton die Mitwirkung österreichischer Beamter an der Untersuchung der Hintergründe des Attentats forderte und der serbischen Regierung für die Antwort 48 Stunden einräumte. Serbien hätte zwar einlenken können, doch die Aufdeckung der Hintergründe des Attentats wäre wohl für einen Teil der politischen Elite des Landes so kompromittierend geworden, dass sich das ausschloss. Russland hatte Serbien ebenfalls einen Blankoscheck gegeben. Also wurde ausweichend geantwortet, und das Verhängnis nahm seinen Lauf. Österreich-Ungarn konstruierte einen Zwischenfall bei Temes Kubin (Kovin gegenüber Smederevo). Heute zweifellos ein europäischer Gedächtnisort, den keiner kennt. Franz Joseph wurde die Kriegserklärung vorgelegt, und er unterfertigte sie. Am 29. Juli eröffnete die k. u. k. Kriegsmarine mit drei Donaumonitoren nahe der Großen Kriegsinsel bei Semlin das Feuer auf Belgrad. Es waren 12 mehr oder weniger wirkungslos krepierende Granaten. 17 Millionen Tote sollten folgen.

Auch Wasserstraßen münden in schwarze Verwesung.

Die nächsten Gedächtnisorte lassen sich nur schwer lokalisieren. Es geht bei ihnen um die Euphorie, die wohl eines der unerklärlichsten Phänomene im Zusammenhang mit der Entfesselung des Weltkriegs war. Wie konnte es dazu

kommen, dass Intellektuelle, Dichter, Komponisten, Philosophen, Ärzte und nicht zu vergessen die meisten Chefredakteure sich so gleichmäßig zustimmend bis regelrecht enthusiastisch über die Tatsache äußerten, dass nun Krieg war. Die Beispiele sind zahllos.

Sicherlich hielt dieser Sturm der Gefühle nicht an, doch während der ersten Wochen wurden auch jene mitgerissen, die zunächst noch gezögert hatten. Man sehe sich nur die Arbeiterzeitung an. In Wien war es anders als in Prag oder Krakau, doch wie anders ist nicht recht klar. Es gab jedenfalls in dieser Phase von Kriegserklärung und Mobilmachung kaum Beispiele für unpatriotisches Verhalten und regelrechte Widerständigkeit. Wohl aber formulierten Intellektuelle und Kulturschaffende oft als Erste zentrale Aussagen über den Sinn dieses Kriegs und seine Ziele. Stefan Zweig schrieb an das „Hochlöbliche Ministerium des Innern“, um sich abfällig über die Kriegsproklamation „An Meine Völker“ zu äußern. Sie sei in einem Stil abgefasst, der beispielsweise schon in Wien-Floridsdorf nicht mehr verstanden würde. Es kämen darin Fremdwörter vor, die von den Vorstadtbewohnern der Reichshaupt- und Residenzstadt nicht verstanden würden. Um diesem Übelstand abzuwehren, dass nämlich kriegswichtige Proklamationen sprachlich unzulänglich abgefasst würden, bot Zweig seine Dienste auf Kriegsdauer unentgeltlich an. In „Die ersten Stunden des Krieges“ hielt Zweig fest, dass sie „etwas Großartiges, Hinreißendes und sogar Verführerisches“ an sich hatten, „dem man sich schwer entziehen konnte [...] So gewaltig, so plötzlich brach diese Sturzwelle über die Menschheit herein, dass sie [...] die dunklen, die unbewussten Urtriebe und Instinkte des Menschens nach oben riss.“

Anton Wildgans schrieb sein *Vae victis*. Ein Weihelied den verbündeten Heeren:

„Nun, alle Jungen, hebet an zu preisen!
Der Tag der großen Rechenschaft bricht an.
Da wird mit heißem Blut und kaltem Eisen
Ein wundersames Menschenwerk getan.
Dem Lügengeist, der lang genug vergiftet,
Wird schauerlicher Untergang gestiftet,
Und heilige Adler stürmen himmelan.“

Hugo von Hofmannsthal suchte die Atmosphäre des Kriegsbeginns in einem Brief mit wenigen Worten zu schildern: „Glauben Sie mir und sagen es allen unsern Freunden, dass wir alle hier, bis zum letzten Holzknecht, in diese Sache und in alles, was daraus werden möge, mit einer Entschlossenheit, ja

einer Freude hineingehen, wie ich sie nie erlebt habe, ja nie für möglich gehalten hätte.“

Sigmund Freud notierte: „Ich fühle mich vielleicht zum ersten Mal seit 30 Jahren als Österreicher und möchte es noch einmal mit diesem wenig hoffnungsvollen Reich versuchen.“ Hermann Bahr beschwor die Wiedergeburt des deutschen Wesens: „Wo war es so lange geblieben? Über Nacht stand es auf. Und steht so stark da, daß nichts daneben mehr Platz hat auf der deutschen Erde. Jeder andere Gedanke, jedes andere Gefühl ist weg. [...] es genügt uns auch ganz, wir sehen jetzt, daß man damit völlig auskommt, fürs Leben und fürs Sterben [...]“. Perutz, Musil, Roda Roda, Werfel, Gütersloh, Csokor, Polgar, Ginzkey, Rilke, Salten, Kokoschla, Kubin, Schiele traten ihren Dienst im Kriegspressequartier an.

Franz Lehár komponierte freudig erregt und vertonte u. a. das Reiterlied von Hugo Zuckermann, das eines der bekanntesten Soldatenlieder des 1. Weltkriegs werden sollte. Arnold Schönberg, Emmerich Kálmán, Edmund Eysler, „Der Mensch fängt beim Soldaten an“, Robert Stolz, „Adieu, mein kleiner Gardeoffizier“, Erich Wolfgang Korngold und Wilhelm Kienzl fassten ihre Erregung in Töne, und die bildnerisch-künstlerische Avantgarde drängte sich, um zu zeichnen und zu malen. Nichts wie hin! war die Parole. Womöglich versäumte man den Krieg. Ludwig Hesshaimer, einer von ihnen, notierte: „Die Menschen waren von einem Schnelligkeitwahn erfasst. Alles musste reisen [...] Die Bahnstationen waren wimmelnde Ameisenhaufen. Abschiednehmen, Schluchzen, Winken [...]. Auf dem Bahnhof in Budapest wurde ‚Die Wacht am Rhein‘ gesungen. Restaurants wurden gestürmt. Es gab nichts mehr zu essen. Ich fuhr im Gang stehend durch ganz Ungarn.“

Nun könnte man etwas genauer auf die Bahnhöfe schauen, die Einwaggonierungsstationen, die dazu dienten, rund 2 Millionen k. u. k. Soldaten an die Fronten zu transportieren, zunächst an die serbische und ab dem 6. August an die Front in Galizien. Wir kennen wohl viele Fotos, die das Abschiednehmen zeigen, Soldaten, die aus Güterwaggons schauen, meist fröhlich wirken und damit nicht zuletzt auch ihren Angehörigen das Gefühl der Bangigkeit nehmen wollten. Dass die Waggons die Aufschrift trugen: Für „40 Mann oder 6 Pferde“ wurde gelegentlich missinterpretiert. Es handelte sich nicht um Viehtransporte, denn mit ebensolchen Waggons, die im Inneren Sitzbänke und gelegentlich auch einen Ofen hatten, waren Truppen schon bei unzähligen Gelegenheiten zu Manövern transportiert worden. Der Blick auf die Bahnhöfe könnte freilich auch dazu dienen, das zeitliche Ende der Euphorie über die Entfesselung des Kriegs zu markieren. Denn etliche, die noch Ende Juli gejubelt hatten, sahen sich jäh in eine Realität zurückgeholt, die sie ebenso wenig gekannt hatten,

wie ihnen Krieg mehr als ein Wort gewesen war. Sigmund Freuds zwei Söhne wurden eingezogen; der Vater zeigte keine Begeisterung mehr. Ein Jahr später schrieb er seinen berühmten Essay über die „Vergänglichkeit“. Ludwig Wittgenstein, der sich sofort freiwillig gemeldet hatte, hielt bald darauf in seinem Tagebuch fest: „Zum Arbeiten komme ich jetzt nicht, vielleicht aber zum Krepieren.“ Auf den Bahnhöfen aber mischten sich Tränen in die Euphorie. Die Militärkapellen spielten zwar unentwegt die bekanntesten Regimentsmärsche, den Prinz Eugen- und den Radetzkymarsch. Dann kam das „Gott erhalte“. Und schließlich dampften die Lokomotiven ab. „Die Station glich einem Menschenmeer beim Zug gegen Klagenfurt. Kein Auge blieb trocken [...]“, schrieb der einfache Soldat Franz Arneitz aus Unterferlach. „Umgeben von meinen Lieben und Kameraden verlasse ich mein Vaterhaus. Insbesondere schwer fällt mir der Abschied von meinem greisen Vater und meiner lieben Mutter. Der Zug kommt, ein Blick noch gilt meinem Geburtsdörflein Unterferlach – vielleicht ist es der letzte – und der Zug fährt gegen Rosenbach ab.“ Patriotismus ersetzte die Euphorie. Doch auch die Schienenstraßen mündeten in schwarze Verwesung.

Noch mehr zur Ernüchterung trugen aber wohl jene Maßnahmen bei, die zwar in einem Orientierungsbehelf für Ausnahmeverfügungen gestanden, jedoch geheim gewesen waren und eine andere Wirklichkeit schufen. Bei der Anwendung der Ausnahmeverfügungen zeigte dieses Österreich denn auch nichts von seiner angeblichen Gemütlichkeit, sondern handelte mit einer Konsequenz wie kein anderes kriegführendes Land. In den Provinzen der Habsburgermonarchie wurden die sehr weitgehenden repressiven Maßnahmen schlagartig, anderswo sukzessiv – wenn überhaupt – eingeführt. Die Begründung dafür lag hauptsächlich in dem Misstrauen, ob die so unterschiedlich empfindenden und unterschiedliche Interessen verfolgenden Völker des Habsburger-Reichs die Umstellung auf einen Krieg einfach hinnehmen würden. Grundrechte wie freie Meinungsäußerung, Presse-, Vereins- Versammlungsfreiheit, Briefgeheimnis und Hausrecht wurden suspendiert. In allen von der Mobilmachung betroffenen Militärterritorialbezirken wurde die Aburteilung einer Reihe von politischen Delikten Militärgerichten übertragen, dazu gehörten Hochverrat, Majestätsbeleidigung, Beleidigung von Mitgliedern des kaiserlichen Hauses, Störung der öffentlichen Ruhe, Aufreizung, Spionage, aber auch Straftaten wie die Beschädigung von kriegswichtigen Anlagen.

Die Umstellung auf den Krieg zeitigte aber auch etliche andere Erscheinungsformen menschlicher Existenzen, deren Bündelung eine gefährliche Mischung ergab. Sorge, Argwohn, Verdacht, Neid, Missgunst, Denunziation gingen eine Symbiose ein und hatten Folgen, die vielleicht zeitlos sein mögen,

ebenso wie die menschliche Gemeinheit, die sehr wohl als historische Größe zu beschreiben wäre und immer nachhaltige Schäden verursacht. Da wurde munter drauf los geargwöhnt, verdächtigt und denunziert und das nahm den Leidtragenden den Glauben an die Mitmenschen und den Staat. Was war wohl von jemandem zu erwarten, der, bloß weil er beim Abspielen der „Wacht am Rhein“ zu kurz aufgestanden war, dann wegen Majestätsbeleidigung belangt wurde? Der Mann wurde zu einer Geldstrafe verurteilt und verlor seine Stellung. Einem Tiroler Bauern, wohl ein Italiener, der seinen Hut bei der Kaiserhymne nicht abgenommen hatte, wurde wenigstens nur der Hut vom Kopf geschlagen. Doch es blieb bei weitem nicht bei den harmlosen, lächerlichen Fällen. Die meisten hatten einen nationalistischen Hintergrund. Und nach dem Wiederzusammentreten des österreichischen Reichsrats Ende Mai 1917 wurden ungezählte Fälle zum Gegenstand einer bitteren Abrechnung gemacht, an der sich Ruthenen, Tschechen, Slowenen und Italiener beteiligten. Der Ort, wo das geschehen ist, der Reichsratssitzungssaal des Hauses am Ring, hat denn auch jegliche Eignung zum Gedächtnisort, denn dort war das Forum, in dem sich eineinhalb Jahre hindurch die verbale Auflösung der Habsburgermonarchie vollzog. Bei dieser Abrechnung ging es aber um weit gravierendere Vorbringungen als jene, dass ein Bibliothekar sich gegenüber der Wacht am Rhein unehrerbietig gezeigt hätte. Da ging es u. a. um das Schicksal von Hunderttausenden Menschen, die man zu Fremden in der Heimat hatte werden lassen.

Der Truppenaufmarsch war 1914 Hand in Hand damit gegangen, dass die Aufmarschräume frei gemacht wurden. Die dort Lebenden waren „zum Zwecke der Kriegführung aus ihren Aufenthaltsorten zwangsweise“ zu entfernen. Das Freimachen halber Kronländer hatte den Exodus von rund einer Million Menschen zur Folge. Wenn sie über genügend Barschaften verfügten, konnten sie sich zwar nicht den Aufenthaltsort frei wählen, sich aber doch ein Quartier und vielleicht auch Arbeit suchen. Immer vorausgesetzt, ihr Zuzug wurde nicht verhindert, so wie das die Wiener Rechtsanwälte im Fall ihrer jüdischen Berufskollegen aus Galizien taten. Vielleicht waren es nicht nur die Rechtsanwälte. Die Bevölkerung Wiens schwoll jedenfalls um 200.000 Menschen an. Man scheute die Konkurrenz, neidete ihnen das Essen und mochte die Fremden nicht. Für die Masse der Flüchtlinge galt jedoch ohnedies anderes: Sie wurden in Lager eingewiesen, kamen in Baracken, die meist von Kriegsgefangenen errichtet worden waren und bald statt der vorgesehenen 100 Personen doppelt so viele aufnehmen mussten. Ein Bettgestell mit einem Strohsack, ein Nagel in einem Pfosten und die wenigen Habseligkeiten, die man unter den Betten verstauen konnte, waren für die nächsten Monate, manchmal für Jahre Quar-

tier (von Zuhause konnte man wohl nicht sprechen) und, wie sich nachträglich oftmals herausstellte, das Einzige, das an Eigentum übrig blieb.

Fügen wir den traditionellen österreichischen Gedächtnisorten also einige wenige hinzu: In Braunau am Inn gab es ein Lager für Südtiroler italienischer Nationalität, in Bruck a. d. Leitha hausten Slowenen, in Enzersdorf im Thale in Niederösterreich Rumänen und Ruthenen aus der Bukowina, in Reisenberg Polen, in Wolfsberg Ruthenen ... Dutzende Orte wären aufzuzählen, und wir würden erst eine vage Vorstellung davon bekommen, wo überall dieses menschliche Elend zu Hause war. Dabei ging es den Flüchtlingen noch vergleichsweise gut. Gemessen an den Internierten. 60.000 sollen es gewesen sein. Sie waren in Graz-Thalerhof, Linz-Katzenau und Oberhollabrunn konzentriert. Ruthenen, Italiener, Belgier, Franzosen, Briten. Um Letztere kümmerten sich internationale Organisationen und die jeweiligen Heimatländer. Die österreichischen Internierten waren von der Fürsorge und vom Wohlwollen des k. u. k. Kriegsministeriums abhängig. Sie waren ja in der Heimat. Einer Heimat, die sie nicht mochte.

Sie wurden „vorsichtshalber“ verschickt, wie der Generaladjutant des Armeekommandanten, Graf Herbert Herberstein, kopfschüttelnd notierte. „Darunter waren auch bessere Leute, Frauen und Mädchen und kleine Kinder [...] Ich möchte nur wissen, wie man sich das vorstellt, was geschehen wird, wenn wir Galizien je wieder zurückbekommen [...] Man kann sich doch nicht einbilden, dass die so Behandelten wieder gute und treue Untertanen werden.“ Flüchtlinge und Internierte wurden in Mähren, vor allem aber in Nieder- und Oberösterreich sowie in der Steiermark untergebracht. Da sie aus den Kronländern und Provinzen der österreichischen Reichshälfte stammten, weigerte sich Ungarn, sie aufzunehmen. Dabei kam es zu schrecklichen Szenen, beispielsweise Anfang Oktober 1914 in Kaschau (Košice). Als ein Flüchtlingstransport ankam, stürmte die Bevölkerung zum Bahnhof, um die Auswaggonierung der Flüchtlinge zu verhindern. Jene Flüchtlinge, die meist ahnungslos nach Ungarn kamen und hin und her verschoben wurden, waren buchstäblich Rechtlose. Man wollte keine Flüchtlinge, und schon überhaupt keine jüdischen. Kaum in den Lagern in Österreich angekommen, starben die Alten und Schwachen an Entkräftung. Dann breiteten sich Lagerseuchen aus. Typhus und Ruhr ließen die Menschen massenhaft sterben.

Und wieder lässt sich Trakl zitieren: „Alle Straßen münden in schwarze Verwesung“.

Mit der Anwendung der kaiserlichen Verordnung über die innenpolitischen Befugnisse des Armeekommandos in den nordöstlichen Teilen Mährens, der Bukowina und Galiziens, sowie durch das Balkanoberkommando in der

Batschka, den südlichen Komitaten Ungarns, in Kroatien, Bosnien, der Herzegowina und Dalmatien war dann die Armee für die Anwendung der Ausnahme Gesetze zuständig geworden und tat alles, um ihnen Geltung zu verschaffen. Es wurden Geiseln ausgehoben, Geldstrafen und Kauttionen verhängt, Häuser zerstört und schließlich unter Berufung auf das „Kriegsnotwehrrecht“ standrechtliche Erschießungen vorgenommen. Die Furcht vor Spionen war allgegenwärtig, und auch ein so abgebrühter Nachrichtenmann wie Maximilian Ronge meinte im Nachhinein, dass die Armee keine Gnade kannte, rücksichtslos voringing und mehr oder weniger die ganze galizische Bevölkerung verdächtigte. Keine Gnade kannte man auch, wenn man Leichenfledderer auf frischer Tat ertappte; sie wurden umgebracht.

Galizien machte den anderen Kriegsgebieten sehr wohl den Rang streitig, der am nachhaltigsten von Gewalt verseuchte Boden zu sein. Zu der Trostlosigkeit eines im Regen versinkenden Landes und eines Millionenheers, das seit der zweiten Augushälfte 1914 auf dem Rückzug war, kamen die verwüsteten und verbrannten Orte. Grodek zwischen Lemberg und Przemyśl in Galizien war einer von ihnen. Die nach Westen zurückgehenden k. u. k. Soldaten sahen auf dem Marktplatz zahlreiche Gehenkte baumeln, die zum abschreckenden Beispiel als Spione hingerichtet worden waren. Der Bürgermeister war darunter. Auch Georg Trakl sah sie, und der zunächst kriegsbegeisterte Lyriker konnte es nicht fassen. Trakl beging Selbstmord.

Es gab auch noch andere Szenen, denen etwas anhaftet, das man zum wenigsten mit Österreich-Ungarns letztem Krieg verbindet. So viele hatten nicht mit Gnade zu rechnen, und gerade eine geschlagene Armee sah meist nur das eigene und nicht das fremde Leid. Willkür war an der Tagesordnung. Und die Bilder glichen sich, ob das nun Nowy Sącz oder eine Straße im Friaul war, ob 1914 oder 1918. Tausende büßten für etwas, das sie oft nicht einmal begriffen. Franz Arneitz, der schon erwähnte Soldat aus Unterferlach, beschrieb eine Szene in einem winzigen galizischen Ort, Cindra-Nuowa. „Heute, am 4. November, kam der Befehl, dass die Zivilbevölkerung binnen zwölf Stunden den Ort [...] zu verlassen hat. Alles rennt durcheinander, ein jeder will das Seine fortbringen [...]. Traurig ist es anzusehen, wie die Leute schwer ihre heimatlichen Schollen verlassen und wie sie so dahin müssen und nicht wissen wohin [...]. Die zwölf Stunden sind vorbei und unsere Patro[ui]llen durchstreifen das Dorf, und wo sie einen Zivilmenschen antreffen[,] wird er als Spion verhaftet[,] und ein jeder wird ohne irgend befragt zu werden aufgehängt [...]. Natürlich findet man noch viele Leute im Dorfe, denn einer vergaß das, der andere jenes, andere kamen wieder ihre Angehörigen suchen, welche nicht zurückkamen[,] und mussten deshalb denselben Galgentod erleiden.“

Am 16. März 1915 erfolgte die Verlautbarung des Armeekommandos, wonach Deserteure gemäß § 444 Abs. 2 der Militärstrafprozessordnung, wenn sie für schuldig befunden wurden, zum Tod zu verurteilen waren. Die Todesstrafe für Desertion wurde ganz offensichtlich angedroht, um der beginnenden Fahnenflucht entgegenwirken. Und obwohl es keine Armee in diesem Krieg gab, bei der es so viele Desertionsfälle gab wie in der österreichisch-ungarischen – mehrere Hunderttausend –, wurden im Verlauf des gesamten Kriegs „nur“ 345 Soldaten wegen Desertion standrechtlich verurteilt.

Da man den aufgegriffenen Fahnenflüchtigen meist Strafaufschub gewährte, um sie wieder an die Front zu bekommen, begann ein regelrechter Kreislauf. Haft schreckte überhaupt nicht ab, da man lieber in Haft ging und auf Amnestie hoffte, als sich töten zu lassen. Und das Töten wollte kein Ende nehmen.

Timothy Snyder hat jene Region, die Otto Forst de Battaglia so trefflich unpräzise Zwischeneuropa genannt hat, als „Bloodlands“ bezeichnet. Es sind jene blutgetränkten Böden, die irgendwo zwischen Lemberg, Czernowitz, Breslau und den Weiten von Sereth, Pripjat und Dnjestr liegen. Schlachtfelder von Krieg, Bürgerkrieg, Vernichtung, Mord, Hass, Gemeinheit, aber auch schier unerschöpflichen Beispielen für Nächstenliebe. Es ist schwer zu sagen, ob sie sich das Epitheton „Bloodlands“ nicht schon weit früher erworben haben als irgendwann einmal zwischen den Weltkriegen und im Zeichen des Grauens ab 1939. Ich plädiere denn auch dafür, die Zeit davor einzubeziehen. Man muss freilich die Konturen verschieben. Die „Bloodlands“ der Jahre ab 1914 reichen denn auch bis Krakau und in die Karpaten. Vergewärtigen wir uns nur ganz kurz an Hand der Schilderung eines wohl nicht so schnell zu erschütternden Generalstabsoffiziers (Theodor Ritter von Zeynek) die Eindrücke, die ein Schlachtfeld wie das von Limanowa südöstlich von Krakau hinterließ:

„Ein Gewirr von Schützengräben in verschiedensten Richtungen, alle angefüllt mit Patronenhülsen, zerschlagenen Gewehren, verbogenen Bajonetten, zusammengeschossenen Bretterdecken, faulem Stroh, Grundwasser, Speiseresten. Oft lagen noch Gebetbücher da, österreichische Kappen, preußische Pickelhauben, russische Mützen, dann kamen ganze Netze von neu angelegten, nicht benützten Schützengräben, niedergebrannte Häuser, in Trümmer geschossene Dörfer, umgeworfene Telegrafleitungen, demolierte Brücken, dann zogen Gruppen von klagenden, weinenden Bauern und Bäuerinnen mit ihren Kindern vorbei, die nicht wussten, wohin sie sollten, dann lag da ein Haufen von toten Soldaten, dann sah man lange Reihen von frisch aufgeworfenen Gräbern, viele Pferdekadaver. In den Dörfern furchtbare Bilder der Ver-

wüstung, die Bevölkerung größtenteils abtransportiert oder geflohen, die Felder zerstampft und am Himmel massenhafte Züge kreischender, beutefroher Raben.“

Ich würde gerne auch anderen Schauplätzen des Großen Kriegs und anderen Regionen eine vergleichbare Bezeichnung wie Bloodlands geben. Denken wir nur an die Kolubara und den Ljig in Serbien, an den Čakorpass in Montenegro und vor allem auch an Isonzo und Dolomiten. Während es aber im sogenannten Osten, aber auch in Serbien und Montenegro nur wenige Soldatenfriedhöfe und kaum Denkmäler für die Opfer des Ersten Weltkriegs gibt, ist der Südwesten damit gespickt. Dort reihen sich die stummen Zeugen eines einstigen Geschehens aneinander, eines Geschehens, das sich wohl auch dann nicht erschließt, wenn man die Totenburgen betritt und Hinweise auf den Monte San Michele, Doberdó, Monte Santo oder die Enge von Šaga liest. Wer weiß denn auch, wenn er südlich von Bovec/Flitsch/Plezzo (wie es die Italiener nennen) durch die Naklo Schlucht zum Isonzo, der Soča geht und eine Kaverne sieht – oder meistens auch nicht sieht –, dass der Hohlweg am Beginn der 12. Isonzoschlacht am 24. Oktober 1917 so mit Giftgaswolken gefüllt war, dass es dort keine atembare Luft mehr gegeben hat und alle Menschen erstickt sind. Am Col di Lana ist der Sprengtrichter der Gipfelsprengung vom 17. April 1916 noch deutlich sichtbar. Der Pasubio trägt ähnliche Spuren. Am Fuß des Ortigara gibt es eine kleine Kapelle, in die von den Bergwanderern jene Knöchelchen gebracht werden, die noch immer im Geröll der Abhänge zu finden sind. Wir sollten denn auch – wie ich meine – nicht hergehen und das militärische Geschehen des Kriegs aus dem kollektiven Gedächtnis ausblenden, denn jene riesigen Gebiete, in denen die Schlachten von ehemals geschlagen worden sind, bergen weit mehr Erinnerung als die Denkmäler und die auf ihnen verewigten Namen, die mit der wachsenden zeitlichen Distanz und der schwindenden Ewigkeit nicht mehr wahrgenommen werden. Sie könnten freilich zumindest noch Wehmut wecken, eine Wehmut, wie sie die Angehörigen und wohl auch die Kameraden und Freunde einstmals verspürt haben. Lesen wir noch einmal in den Aufzeichnungen des Franz Arneitz. Am 26. November 1914, während eines Gefechts an der Tokarnia, in der Gegend von Kielce, schrie sein Kamerad aus Moosburg: „Franz! Franz! Komm hilf mir, ich bin verwundet.“ Arneitz erreichte ihn. Der Verwundete bat: „Franz! Rette mich, erschieß mich! Aber Lorenz, sagte ich, das kann ich nicht tun, obwohl ich weiß, dass es für Dich eine Erlösung wäre“. In der Dämmerung versuchte ihn dann Franz zu bergen. „Ich dachte[,] er lebt nicht mehr, da er vor zirka einer Stunde zu rufen aufhörte. Doch als ich ihn anfasste, rührte er sich noch und fing wieder an zu bitten, ihn

durch eine Kugel zu erlösen, doch ich war still, hob ihn aus seiner Deckung und – o Gott – mir blieb das Blut stocken – die Füße blieben in der Deckung, beide waren unter dem Knie abgetrennt.“ Dann kamen die Sanitäter.

Rund 190.000 Menschen aus dem heutigen Österreich fielen in diesem Krieg, an die 800.000 österreichisch-ungarische Soldaten insgesamt, sei es auf den Schlachtfeldern oder in der Kriegsgefangenschaft. Rund drei Mal so viele überlebten mit dauerhaften Schäden. Dazu kamen die Toten von Flucht und Vertreibung, die Verhungerten, die Seuchentoten und alle anderen, die – so oder so – Kriegsoffer geworden sind. Sie hatten und haben sicherlich Anspruch auf einen Platz im kollektiven Gedächtnis, doch er wurde ihnen immer wieder streitig gemacht. Auch die Totenklage, die sich allein in Österreich auf rund 5000 Kriegerdenkmälern wiederfindet, nannte nur eine, die größte Gruppe, nämlich die der Soldaten. Und alle anderen? Die Flüchtlinge und Internierten, die Verhungerten, die Seuchentoten, die Gehenkten, Niedergemachten, Erschossenen, die Geworfenen, die in eine Zeit hineingeboren worden waren: Wer nennt sie? In einer ganzen Reihe von Staaten, denken wir an die Ukraine, Polen, die Königreiche Jugoslawien und Rumänien und alle ihre Nachfolgestaaten waren aber auch die Gefallenen der k. u. k. Armee nicht denkmalwürdig. Sie hatten ihre Gräber, und auch das oft nur zeitweilig, denn „Bloodlands“ kennen keine Totenruhe.

„Doch stille sammelt im Weidengrund
Rotes Gewölk, darin ein zürnender Gott wohnt
Das vergoßne Blut sich, mondne Kühle;
Alle Straßen münden in schwarze Verwesung.“